

**„Dem nach Vernunft verlangt“
„Idealismus ohne Illusion, Realismus ohne Anpassung“
Habermas zum 90.**

*„Demokratie ist Raum, der uns das Recht aufs Fragen und Prüfen gibt.
In ihm beugt sich Macht dem Argument, nicht das Argument der Macht.“*

Was hat das Youtube-Video von Rezo zur Europawahl gezeigt? Das Unvermögen der etablierten Parteien mit neuen Formen der Meinungsbildung adäquat umzugehen? Sicherlich! Eine sich verändernde Diskurskultur? Bestimmt. Aber vor allem zeigt es, dass wir – die Generation der aufklärerischen Moderne – ein einseitiges, da elitäres Verständnis von Diskurs haben, von dem wir glauben, dass er nur in den Feuilletons der Zeitungen geführt werden kann. „*Cross the Border – Close the Gap!*“ hat L. Fiedler schon 1969 gefordert und im *Playboy* die Postmoderne ausgerufen. Die Studentenunruhen flachten ab. Willy Brandt wollte mit den Deutschen „*Mehr Demokratie wagen!*“ und ein damals schon nicht mehr ganz so junger Soziologe, namens Jürgen Habermas, machte sich auf, einer immer noch recht jungen Bundesrepublik zu erklären, wie öffentliche Vernunft funktionieren kann. Eine ganze nachfolgende Generation hat dieses Denken um normative Richtigkeit verinnerlicht, an den „*zwanglosen Zwang des besseren Argumentes*“ geglaubt, Wahrhaftigkeit als redlichen Standpunkt im Diskurs gesucht und ‚*herrschaftsfrei*‘ streiten wollen, um einer Gesellschaft nahe zu bringen, dass sich mündige Meinungsbildung nicht in Bildzeitungslektüre erschöpft.

Plötzlich waren die normativen Standards gesetzt, an denen sich öffentliche Diskurse ausrichteten: Der Objektivität verpflichtet, sachlich im Ton, verbindlich in der Haltung und aufrichtig im Bemühen, Thema von Person zu trennen: „*Die Welt der Vernunft, in der Freie und Gleiche einander respektieren und sich diskursiv selbst bestimmen.*“ (R. Forst in: Zeit Online) Damit war das Ideal der intersubjektiven, wechselseitigen Verständigung sprach- und handlungsfähiger Subjekte begründet, das Habermas in seiner „*Theorie des kommunikativen Handelns*“ Anfang der 80er Jahre gesellschaftskritisch entwickelte, mit der Sprechakttheorie verknüpfte („*how to do things with words*“) und eine Kolonialisierungsthese formulierte, die auch knapp 40 Jahre später nichts von ihrer Eindringlichkeit eingebüßt hat, auch wenn sie an vielen Stellen überholt scheint: Ihr Kern, dass Macht und Geld als gesellschaftliche Medien menschliches Handeln überlagern und mehr noch systemlogisch überformen, gilt unverändert – und erst jetzt erkennen wir, was wir seit dieser richtigen Analyse alles falsch gemacht haben. Auch deshalb ist unsere öffentliche Diskurskultur so arm an aufrichtiger und sachorientierter Kommunikation. Sie gleicht immer mehr einer viel zu leicht und viel zu schnell erregten ‚*Sensationsgesellschaft*‘.

Habermas habe die Emotionen vergessen, zumindest unterschätzt – lautet eine der konstruktiven Einwände zu seinem 90. Geburtstag. Da ist viel Wahres dran. Wir wissen, wie wichtig Gefühle in der Politik sind, aber meine Lesart ist eine andere. Habermas erinnert an die kantische Unterscheidung von Pflicht und Neigung. In öffentlichen Diskursen sind wir der Vernunft verpflichtet und sollten uns nicht von Gefühlen leiten lassen. Und die Reihe der Fehler ist lang, die wir seit den 70er und 80er Jahren in der Friedens- und Umweltschutzbewegung gemacht haben. Was damals noch wie ein Befreiungsschlag gegen einen Obrigkeitsstaat und seine Technokratie wirkte, entwickelte sich zu einer einseitigen Betroffenheits- und Bekenntnikultur, die ohne die Ego-Phrase „*Ich als xyz und was macht das mit mir?*“ nicht mehr auskam. Da wurde wenig begründet, mehr befürchtet, kaum inhaltlich argumentiert, oft bloß taktiert: Mehr Demo als Debatte.

Einen öffentlichen Diskurs zu führen, hat uns Habermas gelehrt, ist eine Zumutung, weil an Voraussetzungen geknüpft. Es kostet eigene Zeit, sich zu informieren und eine Meinung zu bilden, die es argumentativ zu entwickeln und im Austausch zu verteidigen gilt. Das strengt an, auch sich mit den Gegenargumenten unvoreingenommen auseinanderzusetzen. Aber nur so lassen sich Geltungsansprüche ehrlich formulieren und kommunikativ rechtfertigen, also konstruktiv streiten. Das haben wir als gemeinsame Gesprächsbasis zu akzeptieren, bevor der demokratische Streit um die richtigen Ideen beginnt. Das haben wir verlernt, noch bevor wir die Diskurstheorie richtig beherrschten.

In der Folge wurde es noch schlimmer, da sich auch unsere Medienlandschaft unter dem wachsenden Ökonomisierungsdruck der 90er und 2000 Jahre mehr und mehr auf eine reine Emotionalisierung und Personalisierung öffentlicher Themen fokussierte und letztlich nichts mehr publizierte, was sich nicht ins „*Persönliche*“ wenden ließ. Das Politische wurde privat auf eine ganz perfide Weise. Skandalisierung war dann nur noch ein weiterer Schritt, um auf die neue Währung „*Aufmerksamkeit*“ einzuzahlen. So wichtig es war, in den öffentlichen Auseinandersetzungen Emotionen ins Feld zu führen, so sehr vermischen wir heute ein klares Bekenntnis zur Vernunft in unseren Diskursen. Natürlich wäre vieles ruhiger und weniger spekulativ, also auch weniger spektakulär, aber jetzt, da wir am anderen Ende der ‚*Streitkultur*‘ angelangt sind und der Vernunft so gut wie kein Platz mehr eingeräumt wird, erkennen wir, was fehlt. - Und vermischen die klaren Gedanken eines Habermas, der als „*Public Intellectual*“ in der Öffentlichkeit angefeindet wird, mal weil er Europa verteidigt, mal weil er die Rolle der Religionen unterschätzt. Der Duktus der Debatten gleicht sich: Es wird erwidert, aber nicht mehr geantwortet. Wir hören nicht mehr zu, sondern warten nur auf die Gelegenheit, anderen lautstark ins Wort zu fallen.

Wir haben keinen Austausch von Meinungen mehr, der sich daran orientiert, dass der Andere Recht haben könnte (Gadamer). Wir geben Statements ab, die nur auf sich und die eigene Wirkung achten, nicht aber darauf, was gesagt wurde. Aussagen anderer werden nur dazu genutzt, der eigenen Meinung den Boden zu bereiten. Das zeigt sich vor allem seit der vermeintlichen Flüchtlingskrise 2015, die scheinbar so sehr die ‚*deutsche*‘ Seele quälte, dass die Stimmen nicht verstummen wollen, die das ‚*Eigene*‘ betonen und das ‚*Fremde*‘ ablehnen – und dabei noch den Medien vorwerfen, einseitig Partei zu ergreifen, so dass der ‚*besorgte Bürger*‘ nicht einmal mehr seine Meinung äußern darf. Einen solchen Rückfall hätte Habermas wohl in seinen größten Befürchtungen nicht für möglich gehalten: Es ist nicht nur – in Teilen der Öffentlichkeit – jede Vernunft in Fragen des Umgangs mit Menschen anderer Herkunft verloren gegangen, sondern auch der demokratische Diskurs als Ganzes wird in Zweifel gezogen und unterstellt, dass politische Propaganda betrieben und die eigentliche Wahrheit der Öffentlichkeit vorenthalten wird.

„*Der Strukturwandel der Öffentlichkeit*“, so das andere bekannte Buch von Habermas aus den späten 60ern, das nach der Wende 1989 neu aufgelegt wurde, vollzieht nun im digitalen Kapitalismus seine nächste tiefgreifende Metamorphose: dem Journalismus geht es vor allem um Bindung, nicht um Information; d.h. die Medien bedienen ihr jeweiliges Klientel und deren spezifischen Wünsche nach Wissen. Das kann, muss aber nicht mit öffentlicher Vernunft zusammen gehen. Damit nehmen die Medien ihre Rolle der 4. Gewalt im Staat kaum noch wahr und positionieren sich als kommerzielle Institutionen, die nach eigenem Ermessen ihre Aufklärungsfunktion erfüllen oder nicht. Das ist zwar nicht einseitig, hat aber auch nicht primär das öffentliche Interesse im Blick, sondern richtet sich in erster Linie an die eigene Leserschaft, die dafür zahlt.

Die Moderne ist demnach auch heute noch an so vielen Stellen „halbiert“, dass Habermas unverändert Recht hat: das Projekt ist unvollendet. Wie aber ließe sich die aufklärerische Moderne weiter entwickeln, um gesellschaftlich voranzukommen? Eine Rückkehr zum „Primat der Politik“ wäre ein erster wichtiger Schritt: politische Lösungen offen zu diskutieren, ohne sie gleich ideologisch zu verbrämen oder die Kostenbrille ökonomischer Machbarkeit aufzusetzen. Ihre Gegenargumente dienen oft nur dazu, Ideen einer ‚nächsten Gesellschaft‘ kaputt zu reden, bevor sie richtig lebendig werden.

„Die Erfindung des Politischen“ hat es Uli Beck genannt, der sicherlich zu den vielen aufrichtigen Gratulanten gezählt hätte, um Habermas zu feiern und dafür zu plädieren, dass der Diskurs mehr braucht als Erregung und Talkrunden, in denen sie nach den immer gleichen Mustern empörter Eskalation „aufgeführt“ wird. Was ist an Sachlichkeit öde, wenn es darum geht, gerechte Politik zu betreiben, um Menschen ein besseres Leben zu ermöglichen? Nichts! Sie ist nicht telegen genug, nicht medientauglich – mehr nicht.

Das ist das Vermächtnis eines so nüchternen Denkers wie Habermas, der uns unermüdlich daran erinnert, dass die „reflexive Moderne“ die Einheit der Vernunft braucht, die sich in der Vielheit ihrer Stimmen äußert, aber letztlich am Gemeinwohl orientiert bleibt. Das Allgemeine im Blick zu behalten, ist eine Frage der politischen Rationalität, der gesellschaftlichen Ausgewogenheit und des abgeklärten kommunikativen Handelns. Darin haben Emotionen ihren Platz, aber letztlich ist öffentliche Vernunft von unparteilicher Sachlichkeit getragen, die die Bürger*Innen institutionell bindet, um ihnen ihre individuellen Freiheiten zu ermöglichen. So geht man klug in der digitalen Moderne mit Paradoxien um, würde der Nestor der kritischen Theorie argumentieren und mit Rezo den substanziellen Dialog suchen statt herablassend über die Form seiner medialen Kritik zu meckern.

Stefan Wolf (08.08.2019)